



Gespräch Nr.

6

Paweł Smoleński

Arab strzela, Żyd się cieszy

[Der Araber schießt, den Juden freut's...]

Reportagen über Israel

Moderation: Joanna Czudec

Freitag, 6. September 2013, 19:00 Uhr

buch|bund, Deutsch-polnische Buchhandlung

Das Buch:

Wird über Israel geschrieben, dann gewöhnlich vom politischen oder touristischen Gesichtspunkt her. Entweder der jüdische Staat oder wahlweise seine Gegner werden angegriffen oder auch verteidigt – oder aber der Autor flüchtet sich in Beschreibungen des Tempelbergs, des Strands von Tel Aviv und der Golanhöhen. Nur, dass dies kaum gelingen kann – denn das, was in einer touristischen Beschreibung Platz findet oder auch nicht, ist zwangsläufig auch immer politisch. Jedes Austarieren der Proportionen zwischen dem Jüdischen, Christlichen, Muslimischen,

zwischen dem Jüdischen und dem Arabischen oder zwischen dem Israelischen und dem Palästinensischen – wird niemals weniger politisch sein als ein politisches Pamphlet. [...] Aus dieser Falle fand Paweł Smoleński einen überaus eleganten Ausweg: Er schreibt weder politisch noch touristisch über Israel. Er schreibt ganz einfach darüber, wie es ist, wenn man an einem Ort lebt, an dem sogar das Touristische politisch ist. [...]

Smoleński betrachtet Israel hier mit den traurigen arabischen Augen seiner arabischen Gesprächspartner – und ganz zu Recht gefällt ihm nicht, was er da sieht. Hauptsächlich deshalb, weil Israel an sich ihm schon gefällt. Aber eigentlich nicht so sehr Israel selbst wie die Idee von Israel. Von einem Israel, in dem der Jude sich tatsächlich freut, wenn der Araber schießt ... denn gemeinsam haben sie es hingekriegt.

(Aus der Einleitung von Konstanty Gebert)

Der Autor:

Paweł **S**moleński, geb. 1959, ist Reporter, Journalist und Schriftsteller. Seit 1989 ist er bei der Gazeta Wyborcza beschäftigt, in der Zeit davor arbeitete er für verschiedene inoffizielle Zeitschriften. *Der Araber schießt, den Juden freut's...* ist sein drittes Buch zum Thema Israel.

(Quelle: Buchinstitut Krakau)

Paweł Smoleński

Arab strzela, Żyd się cieszy

[Der Araber schießt, den Juden freut's...]

Świat Książki, Warschau 2012

www.swiatksiazki.pl

Textauszüge

Aus dem Polnischen von Lisa Palmes

Fangen wir bei einem Foto an, das – denke ich – sinnbildlich für Israel ist. Die steinernen Wohnblocks sind die gleichen wie heute und sogar die Pflanzen, die einen Platz in den Mauerritzen ergattert haben, sind die gleichen. Nur die Enge verwundert; die Häuser drängen sich geradezu gegen die Mauer, der Gehsteig ist schmal und überfüllt. Und die Mauer: eine Mauer eben, nichts weiter. Dennoch sehen wir ins Gebet versunkene Menschen direkt neben gleichgültigen Fußgängern, mit Waren beladene Esel, einen Händler und ekstatische Gesichter. Das ist die Klagemauer; heute erstreckt sich vor ihr herrschaftlich ein Platz. Der Anfang aller Dinge, für manche jedoch auch – das Ende von allem. Wäre diese uralte Mauer an anderer Stelle erbaut worden, gäbe es die heutigen Streitigkeiten nicht.

Betrachten wir das Bild einiger weiser Männer. Sie sehen wie Wüstenscheiche aus: alt, bärtig und weißhaarig, in langen Gewändern, die auf dem Foto würdevoll wirken, in Wirklichkeit jedoch abgetragene Fetzen sein konnten. Sie beugen sich – so habe ich es in Erinnerung – über ein dickes Buch, fahren mit den Fingern die Zeilen nach, haben die Stirnen in Falten gelegt und tiefe Runzeln auf den Wangen. Es sind allerdings keine Scheiche, sondern sephardische Juden beim Studium der Thora.

Nehmen wir nun die Mitleid erregenden Fotografien einiger Blinder; es sind die Jahre, in denen der damals unheilbare Grüne Star einen hohen Tribut forderte. Sitzen sie auf dem weißen Pflaster vor der Klagemauer, wissen wir, dass es Juden sind; sitzen sie auf dem weißen Pflaster des Innenhofes der Al-Aqsa-Moschee, müssen es Araber sein. Sie betasten die Steine, flüstern etwas, heben die vom Grünen Star getrübten Augen zur Sonne, vielleicht beten sie, vielleicht sprechen sie auch Verwünschungen aus. In ihrem Aussehen, und erst recht in ihrer Krankheit, unterscheiden sie sich in nichts voneinander; ihre Brüderschaft ist in ihrem Unglück mit eingeschlossen. Wären die Fotos nicht mit Ort und Datum versehen, könnte man meinen, es wären verschiedene Aufnahmen derselben Szene.

Oder die Segelboote, die auf die Mündung des schmalen und flachen Flusses Yarkon zusteuern, der heute die Innenstadt von den reichen, nördlichen Vierteln Tel Avivs trennt. Rumpfform und Flaggstöcke sind wie bei den Booten, die sich auf den ältesten arabischen Abbildungen den Weg über das Meer bis nach Indien und zu den Molukken bahnen. Schwer zu erraten, was diese Segelboote geladen haben, aber von anderen Fotos wissen wir, dass der heutige Hafen von Jaffa, der vielleicht größte Hafen dieser Erde, die

Anlegestelle für ein paar Dutzend Fischerboote war; Ufer und Mole sahen aus wie heute.

Der Hafen von Tel Aviv dagegen muss sich – einem weiteren Bild zufolge – erst in jenen Hafen verwandeln, der den von Jaffa übertrumpfen wird, so wie auch Tel Aviv selbst Jaffa übertrumpfte. Heute kann man sich in dieser Stadt bis zum Morgengrauen in gut besuchten Bars und Clubs amüsieren. Man kann ein Vermögen in eleganten Boutiquen ausgeben. Den Hafen gibt es schon lange nicht mehr, auch wenn es vor nicht allzu langer Zeit ohne ihn Tel Aviv gar nicht gegeben hätte.

Einige Bilder haben mich in ihren Bann gezogen: die Schuhputzer beim Jaffator in Jerusalem. Ein arabischer Mann, der Mokokannen verkauft. Vier Frauen beim Zubereiten von Joghurt; sind es Araberinnen oder Jüdinnen? Tanzende Zigeunerinnen (das weiß ich, weil die Bilder beschriftet sind), die kokett ihre vollen Hüften und erhobenen Arme zur Schau stellen. Beduinenfrauen mit verschleierten Gesichtern; in den sackartigen Gewändern sind nur die Umrisse zu erkennen, schwarze Augen und Kopfschmuck aus alten Münzen anstelle eines dünnen Musselinschleiers.

Aber auch ein Beduinenmädchen hat es mir angetan. Auf dem Kopf trägt es einen Korb voller

Kräuter, oder vielleicht auch frisch gewaschener Wäsche. Es ist sehr jung, hübsch und offensichtlich ohne Schamgefühl; das aufgeknöpfte Kleid gibt den Blick auf die nackten, kleinen Brüste frei. Wie kam es, dass Elia Kahvedijan in dieser Zeit und an diesem Ort ein solches Modell fand? Hat er den richtigen Moment abgepasst? Hat er sie überredet, für ihn zu posieren? Keine Ahnung.

Unter diesen Bildern ist plötzlich eines, das wohl den Ausgangspunkt aller dieser Geschichten darstellt. Ein so trauriges Bild, dass es schmerzt. Es zeigt zwei alte Menschen, sicherlich Mann und Frau, oder auch ein Geschwisterpaar; sie müssen sich lieben, da sie sich so fest aufeinanderstützen. Sie haben runzlige Gesichter und tragen weiße Kopftücher. Ihre Kleider sind zerlumpt und schmutzig. Sie sind barfuß, was allerdings kaum verwundert, und – ob ihr es glaubt oder nicht – bis zu den Knien mit schwerem, lehmigem Schlamm beschmiert; zu all dem Unglück mussten sich auch noch ein Regenguss und (wir sehen es, spüren es fast körperlich) eine schneidende Kälte gesellen. Die Frau hält einen dicken Ast in der Hand. Der Mann stützt sich auf einen Stock. Sie blicken auf die Erde. Vor ihnen ist nur die vom Regen aufgeweichte, öde und traurige Landschaft.

Wer ist dieses Paar? Der armenische Fotograf hat vergessen, zu fragen. Wohin gehen sie? Wir wissen es nicht. Das Foto ist wirkungsvoll genug, um uns die Antwort einzugeben: Sie gehen ins Ungewisse, einem schlimmen Schicksal, dem Verderben entgegen. Sie gehen dorthin, wo sie nicht hingehen wollen und sollten. Doch sie gehen, weil sie müssen. Unter dem Bild die Beschriftung: „An Nakba“, und das Datum: 1948. Soll es für die ganze Geschichte gelten.

Für die Juden ist 1948 das Jahr des Unabhängigkeitskrieges: Einige verbündete arabische Länder überfielen damals das Land Israel, um das zu zunichte zu machen, was erst im Entstehen war, und die Juden im Mittelmeer zu ertränken. Für die in Palästina lebenden Araber (damals sagte noch niemand „Palästinenser“; dieses Volk, und nicht nur dieses, erschien erst später, und ich habe das Gefühl, dass an so etwas zu der Zeit noch niemand gedacht hätte) ist es „An-Nakba“ – die Katastrophe. Das Ende war eingetreten, die Endzeit erreicht. Ohne An-Nakba sähe alles anders aus.

Jeder Krieg hat seine Symbole – und sicher hat jede der kämpfenden Seiten ihre eigenen. Sie erklären, warum das geschah, was geschah. Für die palästinensischen Araber ist das Dorf Deir Yasin

zweifelloso so ein Symbol. Fröhorgens im April 1948 wurde die Siedlung von der Irgun, einer rechtsextremen, paramilitärischen jüdischen Organisation, umstellt. Hundert Untergrundkämpfer (man sagt auch, nicht völlig zu Unrecht, Terroristen) töteten über hundert Araber, ohne Rücksicht auf Frauen, Säuglinge, alte Menschen; auf einen jüdischen Kämpfer kamen Eins-Komma-irgendwas arabische Tote. Alles zusammen dauerte nur wenige Stunden und hatte, scheinbar, militärisch keine besondere Bedeutung. Es gab in diesem Krieg Ereignisse von größerem Gewicht, und auch dramatischere. Doch nach Deir Yasin ging ein Aufschrei durch Palästina: Flieht, Araber, sonst ergeht es euch ähnlich.

So schrien manche Juden, aber auch die Politiker aus Amman, Damaskus, Kairo, Bagdad, Beirut, Riad. Wäre da nicht die Angst vor den Juden gewesen, aber auch das Zureden von arabischer Seite, hätten die 700.000 arabischen Bewohner Palästinas ihre Häuser nie verlassen. Was nicht heißt, dass das Morden in Deir Yasin irgendeine Rechtfertigung erfahren soll. In den israelischen Geschichtsbüchern wird es, wohlgemerkt, als ein Massaker beschrieben, das den Geburtstag Israels befleckt hat. Die arabischen Schulen in Israel begehen den Tag der Nakba. Das

heißt – manchmal gibt es Politiker (in letzter Zeit leider immer öfter), die fordern, das zu verbieten, da es ihrer Meinung nach nicht sein dürfe, dass irgendein israelischer Bürger den Unabhängigkeitstag als den Tag einer Katastrophe in Erinnerung habe. Allerdings, und das wissen wir mit Sicherheit, kümmert sich das menschliche Gedächtnis nicht um Gebote und Verbote.

Nach dem Blutbad in Deir Yasin nannte David Ben-Gurion, der erste Premierminister des jüdischen Staates, den damaligen Leiter der Irgun und späteren Premierminister und Friedensnobelpreisträger Menachem Begin „Menachem Hitler“. Es hätte kaum stärkere Worte geben können; die Öfen der Krematorien waren noch warm. Die Araber griffen einen Sanitätskonvoi auf dem Weg nach Jerusalem an und ermordeten alle Verwundeten. In Kairo, Rabat und Tunis gab es antijüdische Pogrome. In der Jerusalemer Altstadt blieb nicht ein einziger Jude. Alle Synagogen der Altstadt wurden zerstört.

Doch es sind die Juden, die letzten Endes diesen Krieg gewannen, auch wenn sie ihn nicht gewinnen sollten. Sieger richtet man nicht, heißt es. Was das betrifft, bin ich mir nicht ganz sicher. Ich kenne viele israelische Bürger – Juden und Araber –, die ähnlich denken. Und selbst Ben-Gurion hat einmal gesagt,

dass man sein Glück nicht auf dem Unglück anderer aufbauen könne.

Das alles ist auf den alten Fotografien, die ich mir im christlichen Viertel der Jerusalemer Altstadt ansah: Opfer aus Deir Yasin und zerstörte Synagogen, Leichen aus dem Konvoi nach Jerusalem und der Exodus der Juden aus den Mauern der Altstadt. Ich sah Fotos von Flüchtlingslagern irgendwo in der ägyptischen oder jordanischen Wüste: lange, gerade Reihen von weißen, in der Sonne gleißenden Zelten, auf die sich mit der Zeit der Staub legte, die von Sandstürmen und winterlichen Unwettern gebeutelt wurden. Und Fotos von triumphierenden israelischen Soldaten, wie das von dem leeren Strand im damals noch verschlafenen Eilat: eine in den Sand gerammte Flagge mit dem Davidsstern und gleich dahinter die Wellen des Roten Meeres. Diese Fotos hatte nicht der Armenier Elia geschossen. Er hatte sicher anderes zu tun und konnte schließlich auch nicht überall sein.

Doch keines dieser Bilder beeindruckte mich so tief wie die Fotografie der beiden alten Menschen auf dem Weg durch die Wüste, die eine böswillige Natur in ein Meer von zähem Schlamm verwandelt hatte.

Bis auf ein Bild vielleicht; ich erinnere mich nicht mehr an den Fotografen, aber es war mit Sicherheit

nicht Elia Kahvedijan. Das Foto stammt auch aus der Zeit des Kampfes um Unabhängigkeit – der Nakba, und somit aus der blutigen und hasserfüllten Zeit. Ein paar orthodoxe Juden sitzen, als wäre es das Normalste der Welt, zwischen arabischen Soldaten. Sie scheinen sich nicht zu unterhalten, aber es ist nicht auszuschließen, dass sie nach einer Unterhaltung in Gedanken versunken sind oder vielleicht nach einem Streit, vielleicht, nachdem einer einem anderen etwas Beleidigendes gesagt oder ihm gedroht hat. Aber sie haben ihr Brot miteinander geteilt – das wiederum ist genau zu sehen! – sie kauen und denken nach, und in ihren Gesichtern ist keine Spur von Feindseligkeit. Es schien mir, als dächten sie: „Himmel, Arsch und Zwirn, was soll das bloß alles, warum musste das ausgerechnet hier passieren?“

Ich kann mir ein ähnliches Bild vorstellen: Soldaten des Zahal, der Israelischen Streitkräfte, und arabische unbewaffnete Männer, die über das nachgrübeln, was unweigerlich, aber völlig sinnloserweise geschehen musste.

(S. 17-23)

Nehmen wir als erstes Rami; er trägt eine abgewetzte, löchrige Hose nach der neuesten Mode (keine gewöhnlichen Löcher, sondern spezielle, die eher an ein Sieb erinnern als an ein normales Loch) und ein dunkelblaues Hemd. Er hat die Fäuste geballt; so habe ich es in Erinnerung, angespannt ist er, nichts weiter. Er sagt: „Hinter uns im Osten haben wir eine Mauer, die der Staat Israel gebaut hat, mein Staat. Im Westen haben wir auch eine Mauer, eine Scheißmauer. Das ist die Mauer aus Nationalismus und Hass. Diese Mauer sieht man nicht. Aber ich spüre sie. Und wie. Dort drüben bin ich ein Fremder. Hier ist es mir zu eng und zu langweilig.“

„Mein Leben, das ist fehlende Gerechtigkeit. Diskriminierung. Sie haben keine Ahnung, wie sehr ich die zu spüren kriege. Ich lebe an einer Grenze von Staaten, Sprachen, Kulturen, der Politik. In einem klaustrophobisch engen Hotel. Wundern Sie sich nicht, ein Araber kennt solche Fremdwörter; ich bin kein Taxifahrer aus Haifa oder Jaffa, ich bin ein Arbeitsloser aus Tira.“

Auch wenn Amir spricht, klingt es bitter: „Ich arbeite außerhalb von Tira, verbringe meine Freizeit außerhalb von Tira, und wenn ich Spaß haben will, fahre ich auch woanders hin. Und wissen Sie was? Ich fahre aus Tira raus, um mich zu amüsieren,

obwohl ich kein bisschen Spaß habe, wenn ich rausfahre. Sie sehen mich an. Sie können nicht verstehen, was es heißt, wenn jemand einen ansieht. Ich erzähl's Ihnen.“

Versuchen wir also, uns in Amir hineinzusetzen. Er hat Lust auf Bier und möchte mit Mädchen quatschen, denn in seiner Stadt geht das nicht. Er ruft sich ein Taxi nach Tel Aviv; nicht allein, denn die gleichen Wünsche haben viele junge Männer aus Tira. Sie fahren, der Club muss weder total in noch zu überlaufen sein. Sie trinken Goldstar.

Und plötzlich spürt Amir diesen Blick. Eine Gemeinheit und Sauerei ist dieser Blick. Seine Kumpel aus Tira werden angestarrt, in ihren Jeans, die die Löcher dort haben, wo es die neueste Mode will. Er hat Mut, also stellt er sich an die Bar, wo sich die Unbekannten treffen. Diese Unbekannten sehen immer noch herüber; verückt noch mal.

Er trinkt sein Bier aus, geht an den Tisch zurück, reißt einen Witz über die Mädels an der Bar. Eine hat einen guten Hintern, einen echt guten Hintern hat sie, klein, rund und sicher warm und ganz glatt. Den besten Hintern; hoffentlich steckt der in einem knappen Höschen oder Stringtanga, durch die Hose lässt sich nichts erkennen. Eine andere hat Titten; solche Titten hat er in seinem Leben noch nicht

gesehen, wie denn auch. Titten – ein Traum. Kein Silikon, echte Titten; meine Herren, was für Titten.

In Wirklichkeit hat drüben an der Bar mit Amir (denkt er, gibt seine Niederlage aber natürlich nicht zu) nur eine Araberin geredet. Vielleicht aus Tira oder Kfar Kasem. Ja, er wollte mit einer Jüdin reden, mit einem Juden auch, aber es geht nicht, verdammt nochmal, es geht nicht. Aus Angst verabscheuen sie ihn. Denken, er sei Palästinenser. Soll sie doch der Teufel holen.

Amir ist kein Palästinenser, daran glaubt er fest. Wer er ist – das weiß er selbst nicht, wohl einfach nur ein arabischer Junge aus Tira. Und das ist eine Behauptung, gegen die Fahdi sich sträubt, mit seinem ganzen Dasein – und trotzdem schweigt.

„Und wenn wir dann so zusammen trinken in diesen Clubs“, erzählt Daud, „dann reden wir, das heißt wir Jungs aus Tira, über Politik. Dass es ungerecht ist, schwierig, ja natürlich, aber verflucht ungerecht.“

Das Bier verändert die Leute, ins Gespräch klinken sich sogar Juden ein; jeder der Jungs aus Tira kann Hebräisch, und die Juden – kein einziges Wort Arabisch. Wenn ein Araber sich betrinkt, darf er sogar eine betrunkene Jüdin küssen. Es ist nur ein kurzer Moment; beide haben gleich viel Bier im Blut.

Einen Augenblick später verändert sich wieder alles. Jetzt ist es zu viel Bier. Wenn sie es mit einem normalen Juden zu tun haben, kriegen Daud, Amir, Rami zu hören, sie seien Lügner. Wenn mit einem jüdischen Vollidioten, dann gibt es Ärger. So oder so fällt am Ende der Satz, sie seien beschissene Arabs; wenn's euch hier nicht gefällt, dann haut doch ab nach Arabien. Palästinenser (es klingt wie eine Beleidigung); angeblich hätten die Juden das gleich am Akzent erkannt.

Und dabei hat ein marokkanischer Jude doch einen marokkanischen Akzent. Einer aus Jemen – einen jemenitischen. Und mit diesen Akzenten reden sie mit ihnen, in gebrochenem Slang. Die Sephardim sind verbissener als die Aschkenasim.

Daud kann auch auf die palästinensische Seite hinüberfahren. Selten, denn was gibt es da schon zu tun. Und dann die Militär-Checkpoints; als Araber wird man da immer angehalten. Wenn schon raus aus Tira, dann irgendwohin, wo es besser ist. In Amerika fahren die Schwarzen auch in die Weißenbezirke, weil da alles besser ist: das Licht, der Spaß, die Mädchen, das Bier, man kann träumen, denn das alles hätte man auch gerne.

Obwohl – nein. Er beneidet diese Juden wirklich nicht. Sie haben es besser und leichter, aber wenn sie

in die Armee kommen, verlieren sie Herz und Empfindsamkeit. Sie sind reicher, aber haben Probleme mit dem Gewissen, können nicht mitfühlen. Sie haben die arabische Kultur kaputtgemacht; ihr Leben wächst auf arabischem Boden, speist sich aus arabischen Wurzeln, sogar den Hummus haben sie geklaut, den Labneh-Käse, die Gewürze, den Couscous-Salat mit Petersilie. Das spüren sogar die Juden, die als Touristen nach Israel kommen. Daud hat einmal mit welchen von ihnen gesprochen. Er hat gefragt, was sie hier gelernt hätten. Sie haben gesagt, kochen und ein paar Wörter. Arabische Wörter, wie sich herausstellte.

Isa hingegen fügt hinzu, im Grunde gehe es um dieses ganze Männer-Frauen-Ding. Um diesen bescheuerten Spaziergang, wo man die Hand des Mädchens halten darf und zusammen in den Sternenhimmel schaut. In Tira gab es nie die gleiche Freiheit wie in Tel Aviv, aber manchmal kriegte man schon so einen Spaziergang hin. Aber heute verpfeifen sie einen sofort, und wenn einen keiner gesehen hat, denken sie sich eben was aus, und sofort taucht irgendein Bruder, Cousin, Vater auf, es gibt einen Skandal, einen Riesenärger, vielleicht sogar eine Schlägerei oder auch eine Schießerei, denn hier hat fast jeder eine Waffe im Haus.

Geknebelte Gefühle sind der allererste Auslöser von Aggression, das weiß Isa aus einem psychologischen Handbuch. Und Tira, das steht fest, wird besonders nach Sonnenuntergang aggressiv: Schlägertypen, Gangs, Drogen, manchmal Alkohol, wenn auch nicht oft, denn Alkohol stinkt, im wörtlichen Sinne und nach Sünde; ein mit Drogen zugehörnter Jugendlicher ist nur zugehörnt und hat kein brutal einfach ausgelegtes religiöses Gebot gebrochen. Man kann was auf die Schnauze kriegen, einfach so, oder ein Messer in den Bauch.

Wenn Isa fragt, wem das hier passt (er fragt hinter vorgehaltener Hand, laut darf man das nicht mehr), heißt es, niemandem. Aber was sagt der Nachbar dazu? Sich lieber nicht zu weit aus dem Fenster lehnen, lieber schweigen. Die am lautesten über Verfehlung wettern, fahren danach – kommt alles vor – in die jüdischen Städte. Und kehren dann still und leise zurück, schlafen ihren Rausch aus und predigen wieder von Moral. Davon, dass die Araber nicht weich werden dürfen; wo ihnen die Juden schon alles genommen haben, einschließlich der Zukunft, sollen sie wenigstens die Ehre bewahren, ihre eigene, die ihrer Frauen, die von ganz Tira.

Aber trotzdem würde Isa kein Jude sein wollen, nicht für alles Geld der Welt. Er kennt Leute, die aus

Tira weggegangen sind und jetzt irgendwo in Haifa oder Tel Aviv so tun, als wären sie jemand anderer, als sie sind. Sowas nennt sich feige und verräterisch; sollen sie doch ihre Geschichten erzählen, Scheißkerle. Davon wird es weder besser noch leichter für sie; einem von Tausend, von Zehntausend glückt es vielleicht. Sie haben sich von ihren Wurzeln losgelöst, ein zweifelhafter Gewinn.

Und so sagt Isa, dass ihnen, den Arabern, nichts anderes mehr geblieben sei als die Gemeinschaft. Um ein Volk zu sein, müsse man irgendein Kriterium erfüllen. Die jüdische Demokratie, die Redefreiheit und sogar die Zuschüsse gingen ihm am Arsch vorbei. Er verstehe nicht, wie die Brüder aus den besetzten Gebieten ihm das vorwerfen könnten. Er harrt in Tira aus, in der Langeweile, unter den Seinen, wenn auch ohne Träume, weil unter fremder Knute. Das soll doch endlich mal einer anerkennen.

Früher einmal war Fahdi Kommunist, und aus diesen Zeiten ist ihm der Glaube geblieben, man könne Menschen verändern. Das ist viel, denn in Tira glaubt das kaum jemand. Und wenn, dann verändern sich Menschen bekanntermaßen zum Schlechten. Doch was soll man machen, wenn statt Entwicklung Einigelung stattfindet, Abkapselung, Stagnation.

Früher einmal war die Stadt weltlich und nationalistisch, so wie auch die umliegenden Kibbuzen nationalistisch waren. Heute ist sie falsch religiös; der arabische Nationalismus, der Zionismus und der Sozialismus wurden zusammen begraben, weil die Hoffnungen enttäuscht worden waren. Auf der ganzen Welt; Tira ist da kein Sonderfall.

Fahdi sagt, 1975 habe es in der Stadt eine einzige Moschee gegeben. Jetzt sind es, wenn man nur die neuesten zählt, sechs oder sieben, alle vollkommen überlaufen. Früher einmal konnte man in Tira Goldstar-Bier kaufen. Heute: keine Chance, obwohl die Leute trinken. Früher gingen die Mädchen mit unbedecktem Haar. Heute tragen immer mehr Kopftuch. Früher glaubten ein paar Menschen an Gott und beteten, das war ihre Verbindung zum Islam. Heute drückt sich die Politik durch demonstrativen Glauben aus, die Leute schauen nicht auf Gott, sondern nur auf sich selbst, vollziehen die Rituale aus Furcht vor dem Nachbarn, denunzieren und spionieren. Sie hassen ihr Leben, sich selbst und die anderen; Fahdi hat nicht den geringsten Zweifel. Sie wollen sich rächen, das ist die Grundlage der neuen Religiosität. Während der Zweiten Intifada, als auf Israels Straßen Juden bei Anschlägen starben, freuten sich die jungen Menschen aus Tira, dass nun

die Feinde litten. Die, die sie jeden Tag sahen, normale Kunden von Friseursalons, gekachelten Ladenlokalen und Restaurants an der Marktstraße der Stadt. Als die Nachricht nach Tira vordrang, dass die israelische Armee die Demonstrationen in Nablus oder Dschenin auseinandertrieb, kam Wut auf: Erst kaufen sie bei uns und dann schießen sie auf uns. Aus Wut entsteht nichts, aber sie ist kaum verwunderlich. Wut ist das dominierende Gefühl in dieser Welt. Nur dass es in Tira eine Wut um der Wut willen war. Ohne Ventil, gefangen in Angst und Machtlosigkeit.

Über die Juden hat er schon gesprochen, also setzt er nur noch eines hinzu. Es solle ihnen doch bitte endlich mal einer erklären, was in Fahdis Herzen wirklich los ist. Da ist die Sehnsucht nach Myski, die Verbundenheit mit den Palästinensern, der arabische Stolz – obwohl es mit dem am schwersten ist, denn wie soll man stolz sein auf Tira? Da ist Melancholie, Trauer, Abneigung, Schmerz. Das ist eine unangenehme Mischung, aber ohne Feindseligkeit. Fahdi will mit niemandem ringen. So wie auch keiner der wütenden Jungs aus Tira sich in einen Shahid, einen Selbstmordattentäter, verwandeln würde.

Er sagt, die Juden wären besser, als sie sind, wenn sie das alles verstehen würden. Doch wenn das den

ersten Zionisten nicht gelungen sei, werde es den heutigen Israelis auch nicht gelingen. Sie wissen, meint Fahdi, dass sie etwas geraubt haben, aber wollen nicht glauben, dass er sich mit dem Verlust längst abgefunden hat, selbst wenn er darüber nicht laut sprechen kann. Da machen sie ihre traurigen Reisen nach Europa, sehen sich die Orte an, die sie verlassen haben, weinen, schwelgen in Erinnerungen – und solche einfachen Dinge verstehen sie nicht.

(S. 72-77)

Ich kenne ihn seit Jahren, diesen langsam kahl werdenden dicken Mann mit den hervorquellenden Augen und plumpen Händen, mit denen er die zartesten Halsketten und Armbänder fertigt. Ich mag ihn, denn offensichtlich mag ich Hitzköpfe, und er ist mir schon immer hitzköpfig vorgekommen. Diese ganze Zeit hindurch habe ich gesehen, wie sich sein Denken veränderte, wie ihm alles rundherum beschwerlich wurde, mehr und mehr, auch wenn es dafür keinen besonderen Grund zu geben schien. Als er mir sagte, er wolle ein Shahid werden, sah ich, dass er sich herabgesetzt fühlte. Und wie dieses Gefühl seine ganze Wahrnehmung der Welt

zusammenschrumpfen ließ.

Mit dem Reichtum seines Ladens hatte er mich verführt, doch nicht mit dieser Art Reichtum, die Pariser Juweliere ihre Preziosen in Panzerschränken verwahren lässt, sondern eher mit der Magie der Formen und vor allem der Farben, vom schwärzesten Schwarz über Purpur und Grün, Violett und tiefes Gelb, wässriges Blau wie aus dem Tuschkasten, Rosétöne in allen Schattierungen, bis hin zum wahrsten weißesten Weiß. Verführt hatte er mich auch damit, wie wunderschön sich ein Häuflein billiger Glasperlen in seinen Händen in eine herrliche Halskette verwandelte.

Er hatte arabischen Schmuck, vielleicht jahrhundertealten, aber auch jüdische Menora und Davidssterne, Jerusalemkreuze und Marienmedaillons, Ohrringe aus alten türkischen Münzen und welche, die noch älter aussahen, an denen aber rein gar nichts echt war. Rot durchwirkte Beduinenteppeiche, Segenssprüche aus Koran und Thora, eingehämmert in Metalltäfelchen in der Form einer Hand oder eingeritzt in Tonkacheln, überzogen von einer glänzend stahlblauen Lasur.

Er konnte herrlich feilschen und ebenso herrlich schimpfen, wie wenig Touristen doch kämen und wie

schlecht sein Verdienst sei. In der Gesäßtasche seiner tief hängenden Hose trug er ein großes ledernes Portemonnaie, und darin jede Währung der Welt. Und als er einmal erklärte, noch nie im Leben selbst beim kleinsten verkauften Stein auch nur einen Schekel draufgezahlt zu haben und dabei schelmisch lächelte, um dann für ein silbernes Armband mit schlangenförmigem Verschluss ein Vermögen zu verlangen, wusste ich schon, dass ich ihn jedesmal besuchen würde, wenn es mich nach Jerusalem verschlug.

Und nicht genug damit – Said hatte immer große Lust auf eine Unterhaltung. Ich glaube nicht, dass er sich hätte so verstellen können.

Mein Gott, wie wir uns damals stritten. Wie viele Male verließ ich wutentbrannt sein Lädchen, fest entschlossen, nie im Leben wieder einen Fuß in das Haus dieses Verrückten zu setzen. Seine Geschichten, sie lassen sich kaum zählen. Geschichten von Gehsteigen aus weißem Stein, ausgetreten im Laufe der Jahrhunderte von Millionen Pilgerfüßen, und nun herausgerissen aus den Straßen der Altstadt unter dem Vorwand, Wasserleitungen zu legen, einzig und allein um die Vordergiebel der neuen Jerusalemer Häuser in den jüdischen Bezirken zu zieren. Von Menora, eingeritzt von den jüdischen

Dieben über den Türen der Häuser, genau da, wo vorher der wahre Hausherr Koranverse eingemeißelt hatte; es störte ihn nicht, dass er über die Häuser aus dem jüdischen Viertel des alten Jerusalem sprach. Dies und das und irgendwas, nur um zu beweisen, welch großes Unrecht ihm geschehe.

Er warf mir Blindheit vor, ich sähe die augenscheinlichsten Wahrheiten nicht; er tadelte mich für mangelndes Wahrnehmungsvermögen. Und erzählte, erzählte, erzählte.

Er konnte mich reizen, wenn er erklärte, dass er, Said, nicht aus seiner eigenen, immerhin löchrigen palästinensischen Tasche für die europäischen Sünden an den Juden bezahlen sollte. Wenn er mir zuzwinkerte: Ich verstehe, dass ihr sie rausgeschmissen habt, aber warum gerade hierher. Er drehte dann immer mehr auf und loderte vor Wut, vergaß die englischen Wörter, und das arabische *hallas* – „genug“ – nahm die Stelle der Punkte und Kommas ein. Nicht er sei verantwortlich für die Shoah und nicht er habe an die Türen von Wiener oder Berliner Cafés geschrieben, Juden und Hunde müssten draußen bleiben. *Hallas* – bringt eure Sachen doch selbst in Ordnung, bezahlt dafür, entschuldigt euch.

Und deshalb sollte auch nicht er die Kosten für

diese historische Operation tragen, die aus dem arabischen Palästina, das schon in den uralten Büchern beschrieben wurde, das Eigentum von Halsabschneidern und Banditen gemacht habe. *Hallas* – nehmt eure Juden mit nach Hause.

Er bemühte dann eine angeblich universelle Wahrheit, sprach von einem jüdischen, gemeinsten Charakter und davon, dass man mit denen einfach nicht könne. Er nannte Beispiele für ihre Niedertracht. Manche davon hatten sich tatsächlich ereignet, denn so etwas kommt leider vor zwischen Menschen, nicht nur in Jerusalem.

Er konnte auch – das gebe ich zu – erschrecken. Nämlich dann, wenn er von einem neuen, erträumten Kalifat sprach, regiert nach dem Recht der Scharia, das für alle das beste sei, einem mächtigeren und ausgedehnteren Kalifat als das der Umayyaden und Abbasiden, da es nicht nur ein Stück von Europa, sondern auch die fernsten indonesischen Inseln im Pazifik und das muslimische Malaysia umfassen werde.

Das war aber keine echte Angst, denn ich wusste, dass er bloß so daherredete. Er sei, das hatte er selbst gesagt, in der religiösen Praxis nicht besonders eifrig. Zu kurz sei der Weg zu den christlichen Läden, wo man Wein aus Bethlehem kaufen könne. In der

Moschee lasse er sich auch nicht allzuoft blicken, und Fasten sei nichts für ihn. Da gebe er schon lieber die üblichen Almosen.

Kurz gesagt: Er war einmal verrückt und hitzköpfig. Nur dass das früher war, sicher schon vor zehn Jahren. Damals tranken wir frischen Pfefferminztee und ich hörte ihm zu und dachte, dass meine Schwäche für die Fabulierereien des übergeschnapten Said (und seine Schwäche für mich), den Reiz eines irrationalen, exotischen Abenteurers habe.

(S. 211-214)

~ ~ ~

Übersetzungsanfragen:

Lisa Palmes

palmes@lisapalmes.de

Lizenzanfragen:

Magda Dębowska

debowska@polishrights.com

Gespräch mit Paweł Smoleński
Moderation: Joanna Czudec
Freitag, 6. September 2013, 19:00 Uhr
Buchbund, Deutsch-polnische Buchhandlung
Sanderstraße 8, 12047 Berlin
www.buchbund.de
Tel: (030) 61671220
www.lisapalmes.de
Tel: (030) 45090229

Die Veranstaltungsreihe wird organisiert von

dialog 
Netzwerk junger Ideen e.V.



Lisa Palmes
Polonistin. Übersetzerin für Polnisch

buch|bund
Deutsch | Polnische Buchhandlung

Mit freundlicher Unterstützung von



FUNDACJA WSPÓŁPRACY
POLSKO-NIEMIECKIEJ
STIFTUNG
FÜR DEUTSCH-POLNISCHE
ZUSAMMENARBEIT

DIESE VERANSTALTUNG
WURDE GEFÖRDERT
VOM POLNISCHEN
BUCHINSTITUT

BOOK INSTITUTE



©POLAND



POLNISCHES
INSTITUT
BERLIN